

munda

Das Buch

Jene schweizerische Vergangenheit, in der politisch die alte Ordnung herrschte und die Stadt, der Adel und die Geistlichkeit das Leben der Menschen bestimmten, in der es keine allgemeine Schulpflicht gab, der Hunger infolge schlechter Ernten ebenso allgegenwärtig war wie die Krankheit – denn Hygiene sowie medizinische Versorgung waren nur rudimentär vorhanden –, liegt weniger weit zurück als wir glauben könnten.

Wie der Arzt Johann Sigg gegen den Willen der Oberen und die Überzeugung der Patienten an der Entwicklung der Medizin und Psychiatrie arbeitete, davon handelt dieses Buch, dem ein sorgfältiges Quellenstudium zugrunde liegt. „Jahre der Befreiung“ ist der erste von zwei Bänden. Darin zeichnet die Autorin mit grossem Einfühlungsvermögen und aus verschiedenen Erzählperspektiven ein lebensnahes Bild der Biedermeierzeit. Der zweite Band, „Wege ins Unsichtbare“, wird die Schilderung in die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts fortsetzen.

Die Autorin

Beatrice Schaerli-Corradini, geboren 1952 in Zürich, ist promovierte Psychologin und Psychotherapeutin. Sie hat verschiedene Fachbücher zur Jugendpsychologie verfasst, so „Bedrohter Morgen. Kind, Umwelt und Kultur“ (1991) und „Bilder des Schreckens – Schreckliche Bilder“ (1994). Der vorliegende Text ist ihre erste literarische Veröffentlichung. Die Autorin lebt in Bonnieux, Frankreich.

Beatrice Schaerli-Corradini

Jahre der Befreiung

Roman

munda

Vorderes Umschlagbild: Aeskulapstab
Mit freundlicher Genehmigung von Thomas Jacob
(www.piktokon.net)

Hinteres Umschlagbild: Schloss Eigenthal
Mit freundlicher Genehmigung von Hans Peter Peier
(www.schloss-eigenthal.ch)

Veröffentlichung durch den
munda Verlag, 5200 Brugg, Schweiz
(www.munda.ch)

Herstellung durch
Sowa Druk GmbH, 01-209 Warszawa, Polen
(www.sowadruk.pl)

© munda Verlag, 2011

ISBN 978-3-905993-02-8

VORWORT

Die ist ein historischer Roman. Dies ist aber auch die möglichst detailgetreue Darstellung des Lebens des Arztes Johann Sigg (1803 - 1861), seiner Eltern, Geschwister, seiner Frau und seiner Kinder und der ihnen allen nahestehenden Bezugspersonen.

Als Grundlage der Darstellung dienten in erster Linie Tagebücher und Lebensbeschreibungen: Aus dem Familiennachlass die Lebensbeschreibungen und Erinnerungen von Jean Sigg, dem Sohn des Romanhelden; die enorm detaillierten Tagebücher des engsten Freundes von Johann Sigg, des Mediziners Elias Haffter; die sehr eindrücklichen Einblicke in den zeitgenössischen Alltag in den Tagebüchern von Johannes Merz von Buch, eines Freundes der Familie; die Lebenserinnerungen der Tochter des Junkers Georg Escher von Berg, Cäcilia Escher von Berg; die frühen Schriften des Hausgenossen und Schülers unseres Arztes, Johannes Treichler, genannt Chiridorius Bittersüss; Erinnerungen und Gedanken zum Zeitgeschehen des grossen Streiters für die zürcherische Schulreform, Thomas Scherr. Die Handwerkersöhne und späteren Schriftsteller, Jakob Senn und Jakob Stutz, belegen zudem eindrücklich die Realitäten der Armut und des Elends im Kanton Zürich des 19. Jahrhunderts, und die Beschreibung der Hungersjahre durch Rudolf Zollikofer vermittelt Bilder einer unvorstellbaren, obschon nahen Vergangenheit. Ein Haushaltsbuch und ein christliches Erbauungsbuch aus dem Familiennachlass rundeten das Ganze ab.

Es ist ein Wagnis, realen Personen der Vergangenheit in Romanform ein Denkmal zu setzen. Es scheint mir lohnenswert, es zu wagen. Die Gegenwart wurzelt in einer Vergangenheit, die uns durch die gängige Geschichtsschreibung fremd bleibt – sie berührt uns kaum. Sie müsste uns aber berühren, und sie könnte zum Denken anregen. Eben dies wollte ich bezwecken, indem ich mich durch das Studium der Vergangenheit weitgehend in die Realität des Lebens meiner Romanfiguren einzufühlen versuchte.

Die Geschichte der Medizin und Psychiatrie eines Jahrhunderts spiegelt sich im Leben der Ärzte Johann und Jean Sigg, Vater und Sohn, beginnend 1803, endend 1912. Hundert Jahre Engagement für Leib und Seele! Band 1, „Jahre der Befreiung“, betrifft die Pe-

riode 1808 -1853. Der zweite Band, „Wege ins Unsichtbare“, die Zeitspanne 1853-1908.

Um dem Text den Charakter einer Momentanaufnahme zu verleihen, schrieb ich in der Gegenwartsform. Ich tastete mich durch das Jahrhundert, Klarheit suchend, und der Text folgt diesem Ausleuchten, Schritt um Schritt. Die Biedermeierzeit mit ihren für uns Heutige fast unerträglichen Gefühlseligkeiten färbt dabei ab. Sie muss es, der Authentizität wegen. Die Ereignisse halten sich fast ausschliesslich an die überlieferten Daten, nur vereinzelt erlaubte ich mir zu retouchieren, sei es, um dem Leser entgegenzukommen oder im Bedürfnis, den Verstorbenen gerecht zu werden. Die gekreuzigte Margareta ist aber ebenso historisch belegt wie die Jungfrau Kramer, die zur „psychischen Kur“ auf den Ochsen gelegt wurde. Der Pfarrer von Flaach war vielleicht etwas weniger pietistisch als hier dargestellt, aber der Konflikt mit Kirche und Adel brachte unseren Flaacher Arzt tatsächlich an den Rand der Verzweiflung. Ich habe die Strassenverhältnisse jener Zeit wiederbelebt und darüber den Schnee ausgebreitet, den Hammelbraten auftischen lassen und dem Hunger ein Gesicht gegeben. Und jetzt setze ich das Kind, Johann, auf die Stufen jenes Schlosses, in dem alles begann.



FLAACH, SCHLOSS EIGENTHAL, IM JUNI

„Aber ich habe den Engel nicht gesehen!“

Mit beiden Händen schlägt der kleine Johann in sein Bilderbuch.

Den Engel da, der das schlafende Kind davonträgt, er will ihn nicht!

Ein Engel in seidnem Gewand, rot, inmitten des abendlichen Sternenhimmels. Seine Hand weist in die Wolken. Er schwebt mit geschlossenen Augen. Blumen hängen im Kleid des toten Kindes in seinen Armen. Sie künden von der Wiese, von der Erde, sie begleiten das Kind auf seiner Reise zu Gott. Unter ihnen liegt das Dorf alltäglich unberührt im Abendlicht. Rauch steigt aus dem Kamin eines Bauernhauses, Lichter leuchten aus den Fenstern der Stadthäuser, auf dem See, schemenhaft, dümpelt ein Fischerboot.

In all dem Vertrauten plötzlich die unheimliche Gegenwart des Unergründlichen.

Tante Therese, die ‚Immerlustige‘, ist heute schweigsam. Sie sitzt mit Johann auf den Stufen, die zum Garten des Schlosses führen. Der Kiesweg liegt im nachmittäglichen Schatten. Insekten summen über den Blumenbeeten, und vom Flieder her weht ein vertrauter Duft. Es ist so still.

Träume ich? fragt sich Therese. Der kleine Georg war eben noch bei uns.

Therese meint die Wärme des Kinderhändchens zu spüren. Wie er an ihrer Hand ging, unaufhörlich fragend, der lustige kleine Welt-erobrer! Liegt nicht der Klang seiner Stimme liegt noch in der Luft?

Neben ihr verharrt Johann, der Fünfjährige, über seinem Bilderbuch. Sie ist ratlos. Was ist von dem Engel zu halten?

„Er hat Georg in den Himmel geholt, zu Gott“, murmelt sie. „Gestern, an der Mühle.“

Da war kein Engel! Johann ist sich jetzt ganz sicher. Das Mühlrad verschlang Georg. Das Mühlrad, nicht ein Engel, trug Georg davon.

Sie hatten von Karl, dem Stallburschen, Steckenpferde erhalten. Karl mit seinen geschickten Händen: Stroh, Jute, Schnur, und schon stak ein Pferdekopf auf dem Stecken, ein Halfter wurde angelegt, mit Kohle wurden Augen und Nüstern gemalt. Vorfreude liess die Brüder zappeln und betteln, bis die Pferde bereitstanden zur Reise ins Eigenthal, zur unteren Mühle. Dass sie auch Peitschen bräuchten war Georgs Idee. Georg liebte Peitschen, und seinem Pferd wollte er befehlen. Hatte nicht Tante Therese ihnen von Georg dem Drachenbezwinger erzählt?

Ein Spaziergang mit Mama zur Mühle. Die Brüder beritten, Mama im geblühten Sommerkleid, Schwesterchen Netta auf dem Arm. Der Weg dem Bach entlang, vertraut mit seinen Windungen. Frühling in den Wiesen, mohnrot, salbeiblau, ein Himmel leichter Herzen, all dies zum Singen.

Und dann ging alles sehr schnell. Das Mühleglöcklein lockte. Die Mutter suchte den Schatten unter den Bäumen und setzte sich mit der kleinen Schwester auf die Bank. Die beiden Reiter stoben davon. Georg vor Johann. „Komm!“

Das aufwühlende Rauschen des Wassers, das Stampfen und Ächzen des Mühlrades. „Brr!“ Georg, der dem Rad die Peitsche gab. Georg, der dem Rad stillzustehen befahl. Das stampfende Rad. Der tobende Drache. Johann, Tosen und Rufen in den Ohren. Das Rad, der Drache, verbiss sich in Georgs Peitsche, entriss dem Brüderchen die Peitsche. Er schrie. An die Peitsche sich klammernd, wurde er aufgehoben und mitgerissen. Das Rad, der Drache, verschlang ihn.

Und dann nur noch Tosen und Schreien. Seine eigenen Schreie, die Schreie der Mutter.

Die Schreie der Müllerin.

Und nun dieser Engel

„Ich will ihn nicht ...“ Johanns Hand fährt ins Bilderbuch und zerknüllt die Seite.

„Lass das“, mahnt Therese, „lass das schöne Buch.“

Sie fährt ihm durch die blonden Haare. „Ach du, mein Bub!“

Aus dem Unsichtbaren trat der Tod jäh in das Leben des Kindes, schlug zu wie ein Raubvogel.

Ein Raubvogel.
Das war kein Engel.

Abends, im gemeinsamen Kinderbett, fühlt sich die Stelle, wo sonst Georg schlief, kalt an. Im kleinen Sarg neben dem Bett ahnt er das wächserne Gesicht des kämpferischen Bruders im weissen Leinentuch. Johann will nicht mehr hinsehen. Aber die Nacht ist lang und ruhelos. Er hört Schritte und Stimmen in der Diele. Ein Kerzenlicht wirft seinen unruhigen Schein auf Wände und Möbel. Gespenstisch. Georg regt sich nicht.

„Georg? Sag etwas!“ Stille. Nun endlich fliessen die Tränen. Komm zurück! Der Drache darf nicht stärker sein als Georg. Er will nie mehr reiten, nie mehr zur Mühle gehen!

„Es hat Gott gefallen ihn zu sich zu rufen. Er allein weiss Rat und kennt den Sinn.“ Der Pfarrer spricht bedächtig, tastet sich mit Worten voran, den Blick in die geöffnete Bibel gerichtet.

Auf der Kirchenbank sitzt Johann zwischen seinen Eltern. Der Vater hält sich bewegungslos, wie eingefroren. Die Mutter weint lautlos unter dem Schleier in ihr Taschentuch. Johann wagt kaum zu atmen. Was hat Gott mit mir im Sinn? Wird er mich auch rufen? Im Himmel blühen Blumen für alle Menschen auf Erden. Wenn sie welken, weiss Gott, dass die Menschen von ihm abgefallen sind. Das sind die Ungehorsamen. War Georg gehorsam? So viele Fragen, die im Kirchenschiff hochsteigen, unter die Kuppel.

Sei still Kind, auch du, jetzt wo die Erwachsenen sich im stummen Schmerz verfangen haben. Bete.

„ ... Wer zeigt der Sonne ihre Bahn?
Wer zündet all die Sterne an?
Wer schützt und hütet alle Kind
So viele als auf der Erde sind?
Das thut der liebe Vater mein
Dort oben überm Sonnenschein ... “

FLAACH, SCHLOSS EIGENTHAL, IM SEPTEMBER

Junker Georg Escher von Berg hat sich in sein Herrenzimmer zurückgezogen. Hier fühlt er sich in Ruhe. Das vertraute Flackern der Scheite im offenen Kamin, der Schreibtisch heute bereits aufgeräumt. Er setzt sich.

Draussen, vor den Fenstern, zittert der Garten im feinen Regen. Herbst. Der Wechsel in die Stadtwohnung nach Zürich steht bevor. Wie unwirtlich doch die kalte Jahreszeit in den weiten Räumen des Schlosses ist. Und doch. Der Abschied fällt ihm schwer. Nach dem fröhlichen Treiben des Sommers auf seinem Landgut stehen in der Stadt unangenehme Geschäfte an. Wie fühlte er sich wieder jung, trotz seiner zweiundfünfzig Jahre, inmitten der festlich gekleideten Gäste, Mitglieder befreundeter Zürcher Familien. Musik und üppige Gelage. Das Heraufbeschwören vergangener Sorglosigkeit. Man war unter sich. Den finanziellen Sorgen zum Trotz. Man soll nicht denken, er könne sich sein Schloss nicht mehr leisten.

Diese unselige Revolution in Frankreich. Die politischen Unruhen und Kämpfe haben in den vergangenen Jahren an ihm gezehrt. Der Einmarsch der Franzosen in die Eidgenossenschaft. Die Kapitulation. Napoleon. Das Ende der Stadtrepublik Zürich. Welch quälende Entehrung! Dass so etwas möglich ist! Napoleon Bonaparte, der Listige, der Erfolgreiche. Die Eidgenossenschaft am Gängelband des Franzosen: Helvetik, Mediation. Die wir allesamt nicht gebraucht hätten! War Zürich nicht seit langem durch straffe Führung geordnet und wirtschaftlich erfolgreich? Seine Herrschaftsansprüche wurden ihm genommen, sein Besitz geschmälert, ihm, einem Adeligen. Mit welchem Recht? Hat nicht die alte Ordnung allen einen Platz gegeben, dem Adligen, dem Handwerker, dem Bauern, wie es Gott gefiel? Gilt es denn nicht mehr, die ewigen Gesetze einzuhalten, Mandate zu achten? Seit Jahren nun schon endlose Kämpfe, Blutvergiessen, sinnloses Verzetteln wirtschaftlicher Macht. Wie lange noch?

Mit Marianne Schulthess, der Tochter eines adeligen Zürcher Bankiers, ist er vor sechzehn Jahren die Ehe eingegangen. Ein guter Entscheid. Die Verbindung lohnend für die Geschäfte beider Familien. Das damals sechzehnjährige Mädchen war Wachs in

seinen Händen. Vier Kinder schenkte sie ihm, vier. Zwei sind ihm geblieben.

Unwirsch fährt sich Escher mit der Hand über die Stirn. Nicht alles ist bestimmbar. Immer wieder ist ihm das Schicksal in den Arm gefallen. Die Kinder kränkelnd, der einzige Sohn an den Masern gestorben. Die Frau, Marianne, auch sie schwächlich, Schonung fordernd.

Hat er das Klopfen überhört?

Sein Diener steht unvermittelt in der Tür. Er nestelt an seinen Handschuhen. Was hat er vorzubringen?

Er bringe dem gnädigen Herrn den Johann, den er zu sich bestellt habe.

Ach ja, dieser Bub, sein Patenkind. Sohn des Statthalters Johannes Sigg, der das Schloss verwaltet. Aus dem Dunkeln des Korridors wird das Kind in die Stube geschoben. Escher muss unvermittelt schmunzeln. Wie verunsichert der Kleine dreinschaut. Es ist noch nicht lange her, dass man ihm die blonden Locken gestutzt hat!

„Er kann gehen“.

Mit einer leichten Verbeugung zieht sich der Diener zurück.

Alleingelassen mit dem gestrengen Junker fühlt sich Johann erbärmlich. Seine Hände verkrampfen sich. Warum sagt der Pate nichts, schaut ihn nur an?

Escher atmet durch.

Nun ja, der Bub ist in seine Hände gegeben. Man wird ihn bilden. Johann soll ihm dereinst anhängen. Noch ist Zeit. Noch ist er ein biegsames Bäumchen. Escher lehnt sich über den Schreibtisch.

„Johannes, mein Kind, komm näher. Wie alt bist du denn nun eigentlich?“

„Fünf“, wispert der Knabe nach kurzem Blick auf die Hand.

„Schön, aber weisst du denn nicht, dass man den Paten anschaut, wenn man zu ihm spricht?“

„Schon.“ Johannes kratzt sich am Oberschenkel, wagt ein scheues Lächeln.

Escher zieht die Luft ein. Dieser Bub ist ein weiches Kind, viel zu weich, man wird ihn abhärten müssen.

„Schon? Aber, aber, Johann, wie sagt man denn? Man sagt: „Ja, lieber Pate!“

„Ja, lieber Pate.“

„Recht so. Du willst doch ein gefälliges Kind sein, nicht wahr? Ich habe dich rufen lassen, weil ich für deine Zukunft eine Entscheidung gefällt habe. Du bist nun genug alt um etwas lernen zu können. Ich will einen Arzt aus dir machen, Johann, das ist eine grosse Sache.“

Täuscht er sich oder hat der Bub nun doch für einen Moment hochgeschaut?

„Schloss Eigenthal braucht einen Arzt.“

Jetzt schaut ihm der Kleine direkt in die Augen. „Kann ich dann der Elsbeth die Augen wieder gut machen?“ fragt er.

„Nein, die Elsbeth ist eine Wäscherin, du wirst ein studierter Arzt sein.“

Wie soll er einem Kind den Unterschied klar machen zwischen einfachen Leuten und seinesgleichen, den Hochwohlgeborenen? Kräuterfrauen und Marktschreier sollen sich der blinden Wäscherin annehmen, oder Kurpfuscher, aber nicht sein Arzt. Und Johann wird sein Arzt werden.

„Schau, Johann. Ein studierter Arzt hat eine gehobene Bildung. Du wirst also in diesem Winter hier auf dem Schloss von einem Hauslehrer unterrichtet werden. Ich erwarte von dir höchsten Einsatz. Sei fleissig, gehorsam, widme dich den Aufgaben, die dir gestellt werden mit grösster Hingabe! Ich will nur Gutes von dir hören! Verstehst du mich?“

„Ja, lieber Pate“, murmelt Johann mit gesenktem Blick. Die Schnallenschuhe des Herrn Paten haben ihn immer schon fasziniert. Ob das echtes Gold ist? Soll er das fragen?

Aber nun donnert Eschers Stimme. „Ein gesitteter Knabe verhält sich nicht so, Johann! Stell dich aufrecht! Brust heraus, Kind! Verstehst du, ein Arzt muss schon auch mal wissen, wie er sich in gehobener Gesellschaft zu verhalten hat. Ich werde dich im kommenden Sommer bei uns zu Tisch bitten, damit du feine Manieren annimmst. Und nun zeig mir mal deine Hände.“

Johann muss erst noch seine Hände aus den Hosentaschen winden, wo zwei Rennschnecken hausen, die liebend gerne das Weite suchten. Er tritt zum Schreibtisch. Zögernd zeigt er seine Hände.

Eschers Brieföffner, ein in Silber gewirkter Dolch, sticht nun auf seine Handgelenke.

„Das da!“ seine Stimme klingt schrill. „Wenn ich nach dir schicke,

Kind, hast du vorerst die Hände zu waschen. Gründlich. Hat man dir das nicht gesagt? Wo treibst du dich denn rum?“

Verärgert flattert der Brieföffner.

„Bei der Scheune, da spielen wir Schneckenrennbahn, und in der Flechterei ...“

„Patata, das wird jetzt ändern! Alles! Du sollst dich auch städtisch kleiden, ich dulde dieses handgewebte Zeug nicht. Die gnädige Frau wird Passendes an Garderobe für dich finden. Richte deiner lieben Mutter Grüsse aus, mit deinem Vater werde ich persönlich sprechen. Geh nun.“

Erschöpft lässt sich Escher in seinen Sessel sinken. Dieser kleine Bengel. Wird es möglich sein ihn zu bilden? Fragt er sich. Er scheint ein gescheites Kerlchen zu sein. Aber straffe Zügel muss man ihm ansetzen, straffe.

Fast lautlos ist hinter dem Kind die Tür ins Schloss gefallen.

Johann steigt hinunter in die Küche. Seine Knie zittern, er hält sich mit der einen Hand am Geländer. In der Küche wärmt Therese die Bügeleisen. Er setzt sich zu ihr ans Feuer und schluckt die Tränen hinunter.

Therese murmelt vor sich hin.

„Die Kornblume wächst auf dem Acker

Das Schneeglöcklein im Wald.

Die Tulpe hat einen langen Stängel,

Das Immergrün pflanzt man auf Gräbern.

Welche Blume ist weiss?

Welche Blätter sind gezähnt?

Welche haben einen glatten Rand?

Welche haben Dornen?

Der liebe Gott gibt allen Blumen ein schönes Kleid.

Er gibt ihnen Sonnenschein.

Wer gibt ihnen Tau und Regen?

Wer schmückt Berg und Tal mit schönen Blumen?“

Sie schaut ihn an. Er schweigt.



OBERUZWIL, IM JULI

In der Stube des Pfarrhauses brütet Johann über seinen Heften. Lateinische Texte mag er nicht. Im Lehnstuhl am Fenster ist der Pfarrer über seinem Buch eingenickt und schnarcht leise. Johann betrachtet das magere Gesicht mit der schmalen Nase. Sein Onkel. Er ist ihm immer noch fremd.

Seitdem er mit zwölf Jahren das Schloss verlassen musste, freut ihn wenig. Die Welt um ihn herum hat sich verändert. Seit ein paar Monaten spricht man leise. Auch die Kinder im Dorf scheinen die Lust am Spielen verloren zu haben. Eine seltsame Bedrückung lähmt nun auch ihn. Die Sache mit der Bildung geht nur mühsam voran, er weiss, dass man nicht zufrieden ist mit seinen Leistungen.

Pfarrer Bluntschli, sein Onkel, sollte ihn Latein lehren. Johann wendet sich wieder seinem Text zu. Hört ihn der Pfarrer?

„Hätte ...“

Erschrocken richtet sich der Onkel auf. „Was? Dann übersetze jetzt mal.“

Johann nimmt erneut Anlauf: „Hätte Poseidon sein Wort ... von dem ... also dem Wort, das er dem Theseus gab ... das, hätte er gehalten ...“

Bluntschli ist aufgestanden. Abwartend wandelt er in der Stube hin und her, im offenen Hausrock, die Hände auf dem Rücken. Er hört kaum mehr zu. Der Neffe ermüdet ihn.

Latein lehren missfällt ihm. Er hat sich eben von diesem Auftrag einen bitter notwendigen Zustupf für die Haushaltskasse erhofft. Nun ist er ungeduldig. Der Schüler trödelt mit seinen Schreibearbeiten, seine Leistungen überzeugen nicht. Es fehlt ihm doch einfach an Interesse. Weit empfänglicher scheint er für alles zu sein was im Dorf draussen vor sich geht.

Bluntschli hat kürzlich nach Eigenthal berichtet, man möge

dem Knaben ein paar Ochsen anschaffen, da er sich besser für die Bauernsamen als für das Studieren eigne! Gottes Wege! Aber was will man argumentieren gegen den Gerichtsherrn Escher auf Eigenthal? Herr, mein Gott gib mir die Geduld, dieses Kind zu bilden, um deinem himmlischen Willen gerecht zu werden. Festige ihn in seinem Glauben.

Aus der Küche hört er die vertrauten Geräusche. Frau und Magd sind mit dem Zubereiten des Essens beschäftigt. Wie lange werden wir den Kartoffelpreis noch bezahlen können? fragt er sich. Droht uns der Hunger? Diese Kälte mitten im Sommer! Verdirbt wieder alles im Gemüsegarten, die Bohnen, die Rüben.

Er hat es mit eigenen Augen gesehen, die Frau zog ihn mit sich. „Warum“, fragte sie, „warum trifft es uns? Sind wir nicht gottesfürchtig genug?“ Ja, mein Gott warum? Diese drei kalten Winter, Schnee bis in den Sommer, was soll da noch werden?

Seit Monaten nun schon dieses gespenstisch rote Licht. Der Himmel eine Mahnung, alles Irdische anklagend. Nur über Mittag erhellt sich die Sonne, ohne die vertraute Kraft zu entfalten. Sind auch wir so entkräftet im Geiste? Von Vulkanausbrüchen wurde berichtet. Was will uns Gott damit sagen? Was steht uns bevor? Gütiger Gott, deine weise Vorsehung regiert alle Dinge, sie herrscht von einem Ende bis zum anderen und ordnet alles in Liebe, alles ist ihr unterworfen, lass mich, o Herr, nicht zweifeln und zögern ...

Er wird noch intensiver den Kirchleuten ins Gewissen reden. Von der Kanzel herab die Zeichen deuten, aus der heiligen Schrift zitieren, anprangern, mahnen, Beispiele geben. Aber diese Stumpfheit in den Gesichtern seiner Gemeinde. Sie vertrauen nicht auf Gott. Argwohn und List haben sich in den Köpfen eingenistet. Unzucht, Liederlichkeit überall, Saufen Spielen, Fluchen, mein Gott! Die Wirren der vergangenen Jahre haben die Moral untergraben, die Sitten verwässert. „Betet“, entfährt es ihm laut, und für einen Moment gewinnt er die Aufmerksamkeit seines Schülers.

„Onkel, draussen sagen sie, Gott werde bald zu Gericht sitzen über uns, und der Teufel rüttle an der Welt ... ist das der Bonapardi?“ fragt Johann.

„Ruhig, ruhig. Der liebe Gott kennt seine Schafe alle. Sei du nur lieb und fleissig, dann wird dir nichts fehlen.“

„Aber draussen sagen sie, die Welt werde bald fallen, was passiert dann mit uns?“

„Gott wird es richten, Bub, hab Vertrauen. Du kennst doch das Gebet

Lebe rein, mein Kind, dies schöne Leben
rein von allem Fehl und bösen Wissen,
wie die Lilie lebt in stiller Unschuld,
wie die Taube in des Haines Wipfeln;
dass du, wenn der Vater niederblicket
seist sein liebes Augenmerk auf Erden ...

Halte dich daran, Johann, vertraue deinem Vater im Himmel.
Bete wo immer du kannst!“

Kann er sein eigenes Bangen vor dem Neffen verbergen? grübelt der Pfarrer. Kann er aufrecht bleiben nach aussen hin? Hat der Teufel nicht immer schon auf ihn gelauert, ihn begleitet durch die Jahre seiner Frömmigkeit, seine Enthaltensamkeit verspottend? Bricht in die behagliche Ruhe seiner Tage das Schreckgespenst des Weltenfalls? Nein, mein Gott ich will nicht wanken. Ich nicht.

Die Augen des Neffen sehen zu viel. Es ist nicht gut, dass er im Dorf verkehrt. Er lebt in zwei Welten, das kann nicht gut gehen. Er ist der Verderbnis ausgesetzt.

Kürzlich seine Frage wegen dem Kartoffeldiebstahl. Der Johann denkt wider die Mandate. Vielleicht denkt er wie Jesus, aber die Mandate sind Gott gerecht. Es darf nicht sein, dass wir uns gegen die Obrigkeit stellen. Das darf es nicht. Die neue Regierung hat den Zehnten wieder eingeführt – Gott weiss warum. So ist alles in Ordnung, wie ehemals, jeder auf seinem Platz. Aber das Volk ist unruhig. Wie eine Herde aufgescheuchter Tiere, ohne Orientierung. Diese Unzufriedenheit. Gott lässt sie darben, er will sie prüfen. Sie haben Angst. Es fehlt ihnen an Gottvertrauen, an Demut. Die Kriegsgräuel haben sie verstört, der Sittenzerfall, ja der Sittenzerfall in Folge der Kriege. Wir sind so schwach, so schwach, Herr, erbarme dich, führe uns.

OBERUZWIL, IM AUGUST

„Kommt, Mädchen, wir wollen dort drüben Blätter sammeln.“

An jeder Hand führt die Bäuerin ein Kind. Den leeren Sack hat sie sich auf den Rücken gebunden. Wozu in der Küche sitzen und trübe Gedanken hegen? Solange der Herrgott noch irgendetwas wachsen lässt, wird sie mit den Kleinen los ziehen. Noch scheint es für die Mädchen ein vergnügliches Spiel zu sein. Meine unschuldigen Kinder, denkt sie, sie wissen nicht, dass die Teuerung den Kreuzer wertloser macht mit jedem Tag. Jedes Mal, wenn der Mann von der Stadt heimkehrt, wo er die fertigen Stoffballen abgeliefert hat, ist der Ertrag geringer. Eine Hand voll Münzen auf dem Küchentisch, sie beide wortlos. Wie viele Stunden sitze ich am Webstuhl und kann das Tuch für unsere eigenen Kleider nicht mehr bezahlen?

Seit dem Frühling bringt sie alle Eier zur Krämerin. Die Milch verkauft sie ins Pfarrhaus, füllt Liter um Liter in den Kessel, mit dem Johann zu ihr kommt. Und meine Kinder sind bleich und schwächlich.

Über dem Weiher liegt auch heute Dunst. Ein Reiher verharrt regungslos in der Wiese. Aus tiefliegenden Wolken fällt ein Schwarm Krähen in den abgeernteten Acker, streitend. Vom Dorf her das regelmässige Schlagen des Dengelns. Wir werden noch einmal mähen. Das Gras auf dem Ofen dörren, in Bettbezügen lagern. Suppe. Heusuppe, wenigstens das, wenn der Winter wieder grimmig wird.

Gritli und Mathilda sammeln fleissig. „Von denen, die Zacken haben, nicht wahr, Mama.“ Die vollen Körbchen leeren sie in den Sack. „Ist das noch nicht genug?“

„Nein, Kind, denk nur, wenn es morgen wieder regnet!“

Ich kann nicht mehr fröhlich sein, denkt sie. Wir sind alle stumpf geworden in unseren Herzen. Der Hunger schaut mit gierigen Augen. Missgunst und Misstrauen lauern im Dorf. Kein Fest will gelingen. Wie denn auch.

Seit gestern weiss er es. Noch ein Kind! „Es ist auch deines!“ hielt sie ihm vor, aber er hörte nicht hin. Angeschrien hat er sie: „Noch ein Kind, noch ein Maul, zum Teufel, Frau, was denkst du dir!“

Und wenn ich es wegmache? überlegt sie. Die Kräuterstine weiss,

wie man das macht. Ich wäre nicht die einzige. Aber ist es nicht Sünde? Ein Kind aus Gottes Hand, töten?

Der Mann lief gestern in die Schenke und ertränkte seine Verzweiflung. Nach Mitternacht kam er rumpelnd und fluchend in die Kammer und fiel über sie her. Warum lässt er sie nicht in Ruhe?

„Komm nicht auf diese Welt, Kleines“, flüstert sie, „lieber Vater im Himmel, nimm dieses Kindlein zu dir, lass uns nicht alle Liebe verlieren in der Not.“

OBERUZWIL, IM SEPTEMBER

„Komm Herr Jesus, sei du unser Gast und segne was du uns bescheret hast, Amen.“

Der Pfarrer setzt sich zuerst, gefolgt von der Hausmutter und den Kindern. Kartoffeln und Hammelfleisch. Johann zögert vor seinem Teller, versinkt minutenlang in das Tellerdekor: Wiesenblumen, in anmutigem Kranz.

Köbi, der Bauernbub, hat Hunger. Er sieht es nun jeden Tag, wenn er mit dem Milchkessel beim Bauernhof vorbeischaute. Die Kartoffeln verfault, Reihe um Reihe faule Kartoffeln. Buchweizen und Dinkel wollten auch nicht werden. Das Gras im nassen Wetter verdorben. „Was essen wir wenn der Winter kommt?“ hat ihn Köbi gefragt. Er weiss es auch nicht.

Der Onkel mit seiner Serviette. Winzige Löwentatzen an einer feinen Silberkette halten die Zipfel der Serviette über der Brust des Gestrengen. Die Tante im hochgeschlossenen Werktagkleid. Eine Haarlocke, der strengen Frisur entwunden, schlüpft aus der weissen Haube. Die Kinder: Vreni, die ältere, Züsi die Jüngere, bleiche Gesichter unter dem Kranz der geflochtenen Haare, sie bleiben ihm fremd, diese Mädchen.

„Gott fordert von uns nichts Unmögliches, sondern nur was in unserem Vermögen steht, das ist, wozu er uns Gabe und Kräfte schenkt ...“

Der Pfarrer spricht. Die Familie, stumm, zum Schweigen angehalten, widmet sich dem Essen. Johann kennt die Lektion. Dass er mit noch mehr Inbrunst sich den Vokabeln widmen sollte, Gott zuliebe. Gottes Pläne. Er soll eben Arzt werden. Ein Arzt hat fest zu sein im Glauben. Auch deshalb hat ihn der Pate dem Pfarrhaus überlassen, damit er gottesfürchtiger werde, damit seinem Übermut die Flügel gestutzt werden, wie er sich ausdrückte. Die Flügel – der Engel. Er kommt ihm näher, der Todesengel, er begegnet ihm öfter. Wenn der Tod an das Bett seiner Patienten tritt, dürfe der Arzt nicht wanken. Felsenfest habe er dazustehen in seinem Vertrauen auf den Allerhöchsten. Gott weiss, Gott wirkt. Johann zögert.

„Iss, Kind.“

Die grauen Augen der Tante wenden sich für einen kurzen

Augenblick fragend an ihn. Er sieht sie selten. Der Blick der Frau Pfarrer ist oft gesenkt, mit Jenseitigem beschäftigt. Ganz anders die Bäuerin, Köbis Mutter. Dieser offene Blick. Die beiden Frauen sind so verschieden. Warum?

Schweigend wird nun die Mahlzeit zu sich genommen. Jeder ist in seine Gedanken versunken. Johann fröstelt. Wie er sich zurücksehnt nach den sonnigen Sommern auf Schloss Eigenthal. Die Welt ist trostlos geworden, alle Freuden sind verbannt. Eine schleichende Müdigkeit lähmt ihn. Kein Sonnenschein nun schon seit Monaten. Und doch: das Hammelfleisch schmeckt gut.

Der Pfarrer wischt sich mit der Serviette die Mundwinkel und beginnt wieder zu dozieren. „Die Strahlen der göttlichen Wahrheit ...“

Eine Haarlocke züngelt aus der Haube der Tante, gleich einer Schlange, sucht in allen Richtungen nach einem Ausweg. Wie schön die Haare der Tante sind. Johann hat sie nur einmal, überraschend, in der Morgenfrühe gesehen. Diese Fülle, diese Ungezwungenheit. Mit beiden Händen hätte er hineingreifen mögen, sich darin verlieren.

„... und erlöse uns von dem Bösen, Amen.“

Die Teller leer. Der Onkel faltet seine Serviette. „Amen“, wiederholen Frau und Kinder im Chor.

„Und bring der Bäbe in der Schmiede diese Salbe. Es ist Arnika, Johann, sie soll sie täglich zweimal einreiben gegen die Gelenkschmerzen.“ Tante Adele übergibt Johann einen Salbentopf.

Er soll lernen was an Weisheit im Volke liegt. Nein, kein Aberglaube. Hat sie sich nicht aus eben dem Grunde der Volksmedizin angenommen, damit der Aberglaube nicht dem Bösen Tür und Tor öffne? Eine würdige Aufgabe für die Frau eines Pfarrers. Sie sollen zu ihr kommen, wenn sie der Hilfe bedürfen. Das einfache Volk bräuchte einen Arzt. Johann als Arzt. Sie wird das ihre dazu beitragen, gewiss. Damit wird man der Kräuterstine in den Arm fallen! Welch gotteslästerliche Reden die doch führt! Und den jungen Burschen obendrein den Kopf verdreht. Gott hat die Krankheiten in seinem weisen Plan verordnet, damit wir durch sie geläutert werden, da ist sie sich sicher. Leiden bereitet den Boden, in welchen wir die Tugenden pflanzen. Unsere Schmerzen öffnen uns das Tor zur Ewigkeit. Deshalb schickt der Herr die Not.

Die Luft in der Schmiede ist stickig. Johann schaut sich um. Über der Glut das Gesicht des Schmiedes, wie gemeisselt die Züge, graue Strähnen im schwarzen Haar. Glänzende Muskeln an Armen und Brust, über denen das Hemd sich lässig öffnet. Hämmern und Brüllen. „Zur Bäbe?“ fragt der Schmied. Er solle nur hinaufsteigen ins Haus.

Die Bäbe liegt in der Kammer, Johann zögert. „Arnika, ist`s, für die bösen Gelenke. Und die Tante lässt grüssen.“

„Ja, so komm schon, Bub, ich beisse ja nicht. Willst du die bösen Gelenke sehen, ja? Nun komm schon und sieh sie dir an.“

Flink machen sich die Hände der Frau an den Strümpfen zu schaffen, nesteln, ringeln, ziehen und entkleiden das Bein. „Da staunst du, was? So ein Frauenbein hast du noch nie gesehen, das wäre unzüchtig im Pfarrhaus! Aber schau nur hin: ein böses Bein! Und noch höher hinauf, da wird es noch böser und böser ...“

Johann wird es unwohl. „Ich kann nicht verweilen, der Onkel wartet auf mich!“

Mit klopfendem Herzen entschlüpft er der Kammer, stolpert in der Stiege, wie seltsam weh ist ihm, wie tanzen Bilder in seinem Kopf. Ist es Freude? Ist es Angst? Sünde! Das ist die Sünde! Die Nacktheit! Das entblösste Fleisch! Auf der Strasse ernüchert ihn die Kühle. Die Sünde, das Fleisch. Wird er als Arzt der Sünde so nahe kommen müssen? Welche Anfechtungen lauern auf ihn?

1816



OBERUZWIL, IM FEBRUAR

Der Winter hat das Dorf vor Tagen mit anhaltendem Schneefall überwältigt.

„Wir werden von der Stadt abgeschnitten, Adele.“ Bluntschli lehnt aus dem Fenster seiner Schlafkammer. Wie still es doch geworden ist in dieser Zeit. Die Häuser versinken in den Schneemassen, und immer noch schneit es, schneit, bis morgen, das wird aussehen. Wir sitzen fest. Alles duckt sich. Jeder an seinem Herd, starrt in die Flammen, ja, sie starren in die Flammen, aber sie denken nicht. Das Volk denkt nicht und lässt sich nicht belehren. Das alles haben sie sich eingebrockt: Kälte, Hunger, Elend! Arbeitsamkeit und Bedachtsamkeit liessen auf sich warten, immer schon, ja immer schon, man kann es ihnen hundertmal predigen! Da sitzen wir nun im Schnee, und von der Stadt ist nichts mehr zu erwarten.

„Else soll mit dir morgen eine genaue Liste unserer Vorräte erstellen.“

Hört sie ihm zu, die Frau? Sie ist in letzter Zeit sehr still und vielleicht ein wenig feindlich gegen ihn. Ja, genau, feindlich! Die gewohnte Liebenswürdigkeit ist dahin. Was hat sie nur? Wir werden nicht verhungern, wir nicht, bei Gott. „Adele?“

Das Ehebett knarrt wenn er sich fallen lässt. Sich fallen lassen auf diese wunderbare Rosshaarmatratze, den Luxus seines Hausstandes. Kein Stroh, nein, Rosshaar. Und Daunen im bestickten Duvet. Wärme, Gott bewahre diese Wärme. Die Schlafmütze rutscht runter, was ist denn das?

Er dreht sich auf die Seite sobald Adele im Dämmerlicht sich auszukleiden beginnt. Früher sah er hin, sah gerne hin. Das Fleisch wecken, ja das Fleisch wecken, damit beginnt alles. Die Zügellosigkeit, der Abfall von Gott. Sie hat ihm drei Kinder geschenkt, und nur eines ist ihm gestorben. Man wird es dabei bewenden lassen. Er schaut nicht hin.

Die Frau schlüpft unter die Decke, liegt auf dem Rücken, sucht mit den Augen das vertraute Linienspiel in der Holzmaserung der Zimmerdecke. „Kurt? Hast du Johann gezüchtigt?“

Mit einem Ruck dreht sich Bluntschli auf ihre Seite. „Ich musste! Verstehst du das denn nicht? Gegen Gebote darf nicht verstossen werden. Er hat mich hintergangen, angelogen und ist nicht einsichtig geworden.“

Der Ärger zieht ihm wieder den Magen zusammen. Was mischt sie sich ein?

„Ich erwarte einen Krug Milch auf dem Frühstückstisch, das ist nicht viel, das steht mir zu. Der Junge hat sich darum zu kümmern. Er ist bald dreizehn, Adele, er hat Verantwortung zu tragen. Du verzärtelst ihn!“

„Kurt, es gibt keine Milch, es gibt keine Milch mehr!“

„Dann suche er sich einen anderen Bauern und bezahle ihn besser.“

„Das Haushaltsgeld reicht nicht bis Ende Monat, Kurt. Wir sparen an allen Ecken aber es reicht nicht.“

„Muss ich mich um alles kümmern? Steht mir nicht schon das Wasser am Hals? Ist Hauswirtschaft Männersache? Seit wann denn?“ Ruhig! Sie wird schon wissen was sie sagt. Aber sie soll mich nicht dirigieren. Wir werden das Ersparte einsetzen müssen. Vreni soll zuwarten mit dem Heiraten, es kommen wieder bessere Zeiten. Und überhaupt.

„Du hast Johann Unrecht getan. Er bekommt keine Milch, nirgends. Alle Kühe mussten geschlachtet werden. Kein Heu, keine Milch weit und breit. Was glaubst du was bei mir gejamert wird. Die Pfarrerin muss sich alles Leid aufladen, Kurt, und ich kann nicht helfen. Die Menschen hungern, sie sind entkräftet. Was soll ich ihnen denn geben, Kurt? Soll ich mit leeren Händen dastehen? Beachte doch die bleichen Kinder, ihre Gesichter sind gelb und voller Ausschläge. Sie essen was ihnen in die Finger kommt, auch Rinden, Leim und Tierhäute, Kurt und wir? Johann hat ein weiches Herz, er gibt dem Köbi manchmal was, er will ihn nicht sterben sehen. Hätte der Heiland nicht auch Erbarmen?“

So nicht! „Er hat dem Köbi Kartoffeln zugesteckt, unsere Kartoffeln! Und ich soll euch ernähren? Man lasse Gott walten! Er weiss warum er jedem von uns gibt oder nimmt. Man falle ihm nicht in

den Arm, es hat alles seinen Sinn und seine Ordnung. Providentia dei, Adele! Providentia dei! Nun lass uns schlafen!“

Und wenn auch uns Hunger droht? überlegt er. Himmlischer Vater, bewahre uns von dem breiten Weg, der in die Verderbnis führt, lass uns nicht vom Wege der Tugend abweichen. Ich habe die fleischlichen Begierden abgetötet, nun erniedrige du meinen Hochmut. Bewahre uns, bewahre uns. Wenn doch dieser Schneefall ein Ende nähme, kein Ochse lässt sich führen in diesen Schneemassen. Warum? Oh, gerechter Gott durchbohre mein Fleisch mit deiner Furcht, damit ich durch diese Furcht allzeit vom Bösen abgehalten und zum Guten getrieben werde.

„Adele, wir wollen beten.“



FLAACH UND OBERUZWIL, IM APRIL

Junker Escher hat seinen Fiaker vorfahren lassen. Die Eltern Sigg und ihre beiden Töchter werden mitfahren. Der Vater, neben dem Kutscher auf dem Bock, fühlt sich sonntäglich heiter. Was für ein prächtiger Frühlingstag. Von Flaach nach Oberuzwil geht's, zur Konfirmation des Sohnes Johann, das ist doch schön!

Die vierjährige Katharina auf dem Schoss der Mutter genießt das Rumpeln und Schütteln. „Schau wie die Landschaft hüpf! Und dort die Kühe, schau, ein Hund!“ Alles ist neu und herrlich. „Still, Mädchen!“ Die Mutter ist durch die Gegenwart des Adelligen verunsichert.

Der Junker wirkt imposant in seinem blauen Sonntagsrock. Ein Spazierstock mit goldenem Knauf ruht zwischen seinen Knien, auf dem Schoss ein schwarz glänzender Hut. Alles neu, sinniert sie. So ein Pate! Netta, die Zehnjährige, gibt sich brav, heute, da kann man schon froh sein. Die hochgesteckten Zöpfe stehen ihr gut! Sie wirkt reifer, sie ist ja auch schon bald ein Jüngferchen!

Kräftig greift der Organist in die Oktaven, erfüllt den nüchternen Kirchenraum mit Gottes Ruhm. „Grosser Gott wir loben dich, Herr wir preisen deine Stärke ...“

Bluntschli ist stolz! Sein Gesicht unter den Locken der gepuderten Perücke ist schweissnass. Von der Kanzel herab blickt er auf die kleine Schar seiner Konfirmanden. Bis hierhin hat er sie geführt! Du allein, mein Gott, weisst wie schwer das war! Die Konfirmationssprüche werden ihnen hoffentlich über die Lippen kommen. Der Stoffel muss nur ein paar Worte sagen, lesen wird er nie lernen. Köbi wird ein guter Bauer werden, doch, doch, den kann man schon brauchen. Und auch das Anneli, unser Waisenkind, hat zum Heiland gefunden, wie schön!

Seinem Schüler Johann hat er einen lateinischen Text abverlangt.

Der musste zweimal in Schönschrift verfasst werden, ohne Kleckse und Fehler.

„Den schöneren Zettel kleben wir ganz vorne in deine Bibel, zum Andenken“, hat er ihm erklärt.

„Ein adliger Pate, Adele, denk dir nur, in unserer Kirche!“

Die Mutter sucht in Johanns Gesicht das Kind von damals. Sie haben sich so lange nicht mehr gesehen, fast fremd ist er ihr geworden. Aber noch so schwächlich mit fünfzehn Jahren! Die Jahre der Entbehrung, die sieht man ihm an. Der hochgestellte Kragen am Rock scheint ihn zu kitzeln, er zupft ständig daran herum. Ist ja auch das erste Mal, dass er Hemd und Schlinge trägt. Und einen hübschen Hut hält er in Händen.

Nach dem Festessen im Bären wird er mit ihnen nach Flaach fahren, sein Bündelchen ist schon gepackt, nur ein Bündelchen, das Allernotwendigste ist wenig. Dann habe ich ihn endlich wieder für mich! denkt sie.

1821



ZÜRICH, IM JANUAR

Flügel schlagen. Im Taubenschlag unter dem Dach ist der Tag erwacht. Von der Trittligasse herauf dringt das angsterfüllte Schreien eines Schweines. Seit sechs Uhr sitzt Johann beim Schein einer Öllampe an der Lektüre der Anatomie. Das Licht flackert. Dorli, die Magd, hat wieder nicht verstanden, dass das Öl täglich nachgefüllt werden muss. Und mit dem Frühstück lässt sie auch auf sich warten.

Ihm ist kalt. Die Dachstube lässt sich nicht heizen, unbarmherzig sickert die Kälte der Nacht durch die Ziegel. Januar. Er sollte auf Ende Monat dem Paten schriftlich Bescheid abstellen, Rechenschaft abgeben über den Erfolg der Studien, die Verwendung der Gelder. Schon wieder.

Sein Pate. Erst kürzlich wieder musste er sich von seinen Studienkollegen übelste Vorwürfe an den Junker Georg Escher anhören. Die Weltanschauung der Zürcher Aristokraten stehe der Entwicklung der Medizin im Weg.

Sein Pate ist einer der führenden Köpfe der Zürcher Aristokraten, die sich gegen die Reformbewegungen stellen. Die ‚Alte Ordnung‘ der Feudalverhältnisse scheint ihnen gottgewollt, einzig und ewig richtig. Die französische Revolution mit ihren Vorstellungen von Freiheit und Gleichberechtigung stellt seit nunmehr zwanzig Jahren diese Verhältnisse in Frage, der Wurm des Liberalismus unterhöhlt den Staat, schürt Aufstände der unzufriedenen Landbevölkerung.

Und doch ist es dieser Pate, der Johann ein Studium ermöglicht. Allerdings nicht in der Absicht, dem jungen Arzt freie Berufsausübung zu gewähren. Das nicht, nein, da soll sich Johann keine falschen Hoffnungen machen. Der Vater hat dies mehrmals betont, wohl wissend, dass der jugendliche Sohn mit aufständischen Studenten in Kontakt kommen wird: „Du bist in Zürich allen Winden ausgesetzt, sieh dich vor!“

Johann fühlt sich überwacht, unter Druck gesetzt. Jeder Schilling

liegt ihm schwer in der Hand, alle Ausgaben müssen aufgelistet und begründet werden. Was Escher für unnötig hält, hat unnötig zu sein. Und seine Examina! Die dürftigen Lateinkenntnisse wirken sich fatal aus. Die meisten seiner Kommilitonen haben eine Lateinschule besucht. Einige sind schon vor dem Studium bei einem Arzt in die Lehre gegangen. Mit seinen sechzehn Jahren war er der Kleinste und Jüngste unter ihnen. Mit Beharrlichkeit und Fleiss sei alles erreichbar. Dennoch. Als er bei den ersten Abschlussexamen durchfiel, setzte das ein Donnerwetter ab auf Schloss Eigenthal! Welch tröstliche Erinnerung, dass dabei ein Tintenfass überschwappte und Schaden anrichtete!

Aber hat Vater nicht Recht, wenn er ihn zur Dankbarkeit mahnt? Ja. Nein! Ich will frei sein, wie meine Mitstudenten, die sich sogar eine politische Meinung erlauben.

Als Landärzte müssen wir unseren Beruf frei ausüben können. Die Wahl der Dozenten am Medizinischen Institut, die Inhalte und Methoden der Forschung müssten von der Ärzteschaft selbst bestimmt werden. Die gebildete Schicht müsste regieren, nicht die Wohlbetuchten! Paul Usteri, Arzt und führender Politiker der Freiheitspartei, hat grosses Ansehen bei den Medizinstudenten. Johann wird diesen Namen tunlichst nicht erwähnen dem Paten gegenüber.

Sinnend greift er nach Bürste und Rock. Seine feinen Kleider. Er pflegt sie mit Sorgfalt. Pariser Mode. Edle Stoffe, bunt bedruckte Seide aus Lyon! Herrlich! Sie verkörpert das neue Denken, das Europa seit zwanzig Jahren beflügelt.

„Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit,“ er erwägt diese Worte prüfend. Ein Lebensgefühl, das unerhörte neue Möglichkeiten zu schaffen verspricht. Auch ihm.

Der Arzt der Zukunft will nicht mehr im goldenen Käfig der Aristokratie sein Leben fristen, er will Freiheit für Forschung, Freiheit im Handeln, mein Gott – und hier und heute in Zürich wird die Jugend immer noch bespitzelt, denunziert und zurechtgewiesen! Fluchen, Singen, fröhliche Gelage, Baden, Tanzen, Spielen ... alles steht unter Sittenmandaten. Wir sind jung! Wie so ganz anders hatte er sich das Leben eines Studenten erträumt, als er, sechzehnjährig, sich den Dozenten vorstellte.

Die Stadtmauern erdrücken uns. Die Kontrolle der väterlichen

Herrscher lauert überall, ist allgegenwärtig. Lästig. Lästig, wie hungrige Wanzen und Flöhe! Blutsauger, alles Blutsauger.

In seiner Dachstube im Hause der Familie Hirzel versammelt sich regelmässig ein Grüppchen gleichgesinnter Studenten. Ein fröhlicher Trunk, Diskussionen, Singen. Die Zukunft in phantastischen Farben malend entwerfen sie ihre eigene neue Sicht. Freiheit des Akademikers: Bildung für alle, freie Studienwahl, Reisen in alle Welt, Gedankenaustausch über die Landesgrenzen hinaus mit Universitäten, Niederlassungsfreiheit als Landärzte. Keine Rechenschaftsberichte an den Geld gebenden Adel. Volkssouveränität, ein Wort, das schwindeln macht. Volkssouveränität für Zürich, für die Eidgenossenschaft. Freie Hände, um Altes abzureissen und Neues zu bauen.

Ein bayerischer Kollege erzählte von Körperschulung, die den Geist bilde: Turnen. Ein gebildeter Körper als Voraussetzung eines gebildeten Verstandes. Im Ausland wird das bereits toleriert. Welch waghalsige Gedanken! Hat nicht Zwingli Zürich seit jeher alles Leibliche dem Teufel angelastet? Und ist nicht zur Zeit die Stimmung in kirchlichen Kreisen voller Angst vor der Macht Satans? Sollen sie es wagen, sich insgeheim durchzusetzen? In der Dachkammer versprochen sie sich feierlich Geheimhaltung.

Der Onkel eines Mitstudenten wurde ins Vertrauen gezogen. Er, der seit Jahren als Steinmetz unten durch musste, war hellhörig für die Anliegen der jungen Burschen. Die Obrigkeit hatte ihn genügend erzürnt, nun schmeichelte ihm das Vertrauen der Medizinstudenten.

In seiner Werkstatt am Fröschengraben schuf er ihnen freien Raum, erwarb passende Hölzer und einen Karren voll Stroh. Drei Laternen werden genügen müssen, man will ja keine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Heute Abend werden sie beginnen.

Draussen hat sich das Tageslicht durchgesetzt unter pastellfarbenem Winterhimmel. Johann rückt mit einem Lehrbuch an das kleine Dachfenster. Vor dem Frühstück muss er den letzten Aufsatz im ‚Hecker‘, der ‚Therapia generalis‘, zu Ende lesen. Ein Mitstudent bestürmt ihn schon seit Tagen wegen der Rückgabe. Er wirft einen Blick zum Fenster hinaus. Ja, die Jungfrau Judith ist schon am Brunnen im Hof. Wie sie so anmutig die Kessel schwenkt!

Und jetzt das volle Gefäss auf die Hüfte stemmt. Umwerfend! Gestern begegnete er ihr auf der Gasse. Ohne Schürze, mit Hut. Hinreissend, wirklich. Vielleicht wird sie eines Tages unpässlich und braucht einen Arzt, das Haus liegt exakt im Wirkkreis des Doktor Lavater, den Johann seit Semesteranfang bei seiner Praxis begleitet. Vielleicht, hoffentlich. Ein Aderlass an diesem zarten Arm. Wenn sie in Ohnmacht fällt, fange ich sie auf und trage sie aufs Bett. Oh, süsse Gedanken!

Noch liegen schmutzige Schneereste in der Gasse. Der Weg zum Spital im Predigerkloster ist nicht weit, aber unter winterlichen Verhältnissen oft mühsam. Die Karren der Händler und Spediteure versperren den Weg. Tiere, die aus dem Dunkel der Stallungen vertrieben wurden, lungern Futter suchend oder bettelnd herum. Reiter gebieten Platz. Vor dem Spital trifft Johann auf den Strohlieferanten.

„Einen glücklichen Tag beschert ihr uns, Fritz!“

Der Angesprochene räuspert sich und spuckt vor seine Füsse. „Will's auch meinen, wer liegt schon gern im Nassen bei diesem Wetter!“

„Ihr habt ein neues Gefährt?“ Johann streicht mit der Hand über das fein geschliffene, helle Holz des Karrens.

Der Knecht nimmt ihn bei der Schulter: „Unter uns gesagt, junger Mann: ein Weihnachtsgeschenk. Ja, da staunt Ihr. Schaut Euch das an: ein Meisterwerk! Aus jungem Ulmenholz gefertigt, das ist dauerhaftes Holz, das wird sogar Euch überleben.“

„Sehr schön gearbeitet. Ich bewundere die Schreinerarbeit, sie ist mir von den Handwerken die Liebste. Ein Weihnachtsgeschenk, sagt ihr?“

„Von einer Anbeterin, die – der Knecht deutet mit der Hand eine schlängelnde Bewegung –, weiss, wie der Karren läuft. Verstanden? Ja, verstanden, aber schön schweigen, und kommt mir nicht mit Fragen.“

„Ich bin schon froh, wenn wenigstens dieser Karren läuft!“ meint Johann. „Wir hatten über die Festtage üble Gerüche in der Klinik. Es mangelte wie immer an Tüchern, die Brunnen waren zugefroren, da wäre man schon froh um sauberes Stroh gewesen. Die Irren in den neuen Zellen liegen seit Wochen in ihrem Kot. Der Gestank und die Nässe tun den Kranken nicht gut.“

Fritz hebt die Hände zum Himmel. „Es tut ein jeder das Seine, Herr Doktor! Der Winter ist hart gegen uns alle.“

Johann stemmt sich gegen das Tor der Klinik. Im Predigerkloster empfangen ihn Gemurmeln und Schreien. Bettelkinder drücken sich wie immer beim Eingang an die Wand, die Hände in dürrtägige Kleider vergrabend. Ein Mädchen mit zerschundenem Gesichtchen streckt ihm die Hand hin. „Seid so gut, lieber Herr!“

„Hat dich die Polizei hergeführt? Hab ein wenig Geduld! Du bekommst eine Suppe, man wird sich um dich kümmern.“

Woher kommen diese Kleinen? Hatte er nicht heimlich gehofft, in der Stadt dem bedrückenden Bild der Armut zu entkommen? Köbi. Da ist sie wieder, die Erinnerung an Köbi und dessen Schwestern in den Hungerjahren. Hilflosigkeit, Demütigung. Die Wissenschaft wird diesem Übel ein Ende machen. Wie Usteri sagt: Der gebildete Mensch wird das Böse bewältigen.

Und ich stehe dazwischen, denkt er. Stehe zwischen Escher und ihnen. Unfrei. An den Einen gebunden, an die anderen gefesselt. Aber hier werde ich beginnen.

In der Krankenzelle schlägt ihm Gestank entgegen. Er macht seinen Gang von Bett zu Bett, notiert Beobachtungen, erkundigt sich nach Veränderungen. Der alte Schneider hockt eingefallen auf seiner Pritsche. Seine wässrigen Augen suchen ihn. Blut klebt an den Händen, die das Haar zerwühlen. Johann untersucht ihn. Tatsächlich, der ganze Körper ist wundgekratzt. Die Haut, unter verkrustetem Dreck, zerfressen. Johann schaut sich um. Kein Wärter zugegen.

Er wird ihn waschen, eigenhändig. Mit einer Auflösung von Hepar sulphuris. Und ihn mit Unguentum zinci cum sulphuri einreiben. Er wird saubere Wäsche für ihn finden müssen.

„Eure Haut ist krank, Meister, es ist die Krätze, und Ihr habt Euch schon lange nicht mehr gewaschen, nicht wahr? Geht Ihr nie zum Baden?“

„Ach wozu, dummes Zeug“, entrüstet sich der Patient, „Zwei Kreuzer an der Sihlporte beim Hinausgehen, zwei beim Zurückkommen. Und in der Sihl baden heute fremde Reisende, nackt, Doktor, nackt und sittenlos. Was will ich mich da rumtreiben und meine Seele abschüssigen Ufern aussetzen? Gott steh mir bei!“

Der Schneider entknotet seinen Gurt.

„Ich habe die schönsten Zweireiher gemacht mit diesen Händen,

Herr Doktor, Ihr werdet es nicht glauben. Für feine Leute! Aus gutem Zürcher Tuch. Aber man ist nicht immer Dreissig. Als ich in Eurem Alter war, wanderte ich von Stadt zu Stadt ... “

Der Patient lässt sich das Hemd über den Kopf ziehen.

„Ihr seid zu klein geraten, Doktor, wenn ich das so sagen darf. Für Eure kurzen Beine ist der Rock zu lang geschnitten. Die heutigen Schneider! Da kann man nichts machen. Und Gott misst auf seine Weise und denkt sich was weiss der Himmel. Aber Ihr seid noch jung?“

„Bald schon achtzehn Jahre, Meister Keller.“ Johann lacht. „Aber ihr werdet Euch noch zu Tode kratzen. Wir werden für Eure Hände eine Beschäftigung finden müssen, so kann das nicht weitergehen. Ich werde das in meinem Bericht erwähnen, versteht Ihr mich?“

„Der Tod holt uns alle, alle hier innen. Wozu Umstände machen!“

Wie Recht er hat. Sie sind fast alle alt und von Kräften gekommen, seine Patienten. Wer Geld hat geht nicht ins Spital, der lässt sich zuhause pflegen. In seiner Krankenstube atmet die städtische Verwahrlosung und Verelendung. Interesse und finanzielle Mittel fehlen. Wie denn! Kein Hochwohlgeborener hat das hier je gesehen, geschweige denn erlebt. Sie leben in ihrer eigenen Welt, die Hirzel, Schulthess, Escher, und Orelli. Darf er seine Kritik in den Krankenjournalen erwähnen? Wird der Stadtarzt, Archiater Rahn, ihm zuhören?

Am späten Vormittag begleitet Johann Doktor Lavater auf Krankenvisite in der Stadt. Lavater, ein stattlicher Herr in elegantem Frack, ist schweigsam. Seit einigen Tagen häufen sich die Croup-Fälle bei Kindern.

„Sigg, ich habe gestern bei Schuster Müllers Kind Blutegel im Nacken angesetzt. Ihr werdet ihm heute die Brust mit Unguentum mercurii einreiben. Ihr habt die Salbe herzustellen gelernt, nehme ich an?“ Die kleinen Augen blicken kritisch.

„Quecksilbersalbe, sehr wohl, und Solutio hepatis sulphuris habe ich auch anzuwenden gelernt in solchen Fällen.“

„Gut.“

Lavater schweigt. Vor dem Haus des Schusters in einer engen Seitengasse bleiben sie einen Moment stehen. Vom Dach fällt in regelmässigen Tropfen der schmelzende Schnee. Dampf erreicht

sie von ferne das vormittägliche Treiben der Stadt. Irgendwo jaulen zwei streitende Katzen. Lavater schnäuzt sich.

„Das Kind wird sterben, Sigg. Auch dieses.“

Johann gibt sich einen Ruck. Er kennt das Mädchen, eine reizende Achtjährige.

Auf ihr Läuten öffnet ihnen eine ältere Hausangestellte.

„Die Frau ist oben.“

„Wie geht es der Kleinen?“

„Unverändert. Sie hat lange geblutet, ist unruhig, schläft nicht.“

„Gut, Ernestine. Mit dem Blut ziehen wir die Krankheit aus dem Körper. Habt Ihr uns Taubenblut auf die Seite getan?“

„In der Küche. Ich lasse es nach oben bringen, Herr.“

„Wozu Taubenblut?“ Johann wundert sich unverhohlen.

„Mit dem Taubenblut reizen wir den Appetit der Bluteigel, sie mögen das. Hier in der Stadt hält jeder ein paar Tauben, das wollen wir uns zugute kommen lassen. Es empfiehlt sich auch, die Würmer in einer Schachtel immer wieder dem Hunger auszusetzen, dadurch werden sie kräftiger.“

Die Treppe knarrt unter ihren Schritten. Das Mädchen findet sich in der oberen Stube, in Kissen gebettet. Unruhig wälzt es sich hin und her.

„Es bekommt keine Luft, Doktor, er wird uns noch ersticken müssen.“

Die Mutter greift mit beiden Händen nach dem Kopf der Kranken. „Atme, mein Engelchen, atme, du darfst uns nicht verlassen, hörst du?“

Das Kind schlingt die Arme um den Hals der Mutter, es ringt verzweifelt um Atem.

Lavater legt Johann die Hand auf die Schulter. „Sigg, wir versuchen es noch einmal mit den Bluteigeln. Nehmen Sie zwei, an jede Seite des Kehlkopfs einen, reiben Sie die Haut tüchtig vor dem Ansetzen und legen Sie ihm später ein Vesicatorium auf die Brust.“

An die Mutter gewandt fügt er hinzu: „ Sie geben ihm stündlich vier Gran Calomel mit etwas Wasser zu trinken. Es ist Quecksilber, ein bewährtes Mittel. Mein Assistent wird bis Mittag bei Ihnen bleiben, um die Blutung zu überwachen und mir danach in meinem Haus Bericht erstatten.“

Lavater wendet sich zum Gehen. In der Stiege begegnet ihm der Schuster. Sein misstrauischer Blick überfliegt die Gestalt des Arztes.

„Sie hat wieder für den Tod geboren, die Elsbeth. Ich kenne den Tod!“

Das Gesicht des Schusters drängt sich vor, sein wuchtiger Leib zwingt Lavater zum Ausweichen an die Wand. Nun bohrt sich der Zeigefinger in die Brust des Arztes.

„Ich rieche den Tod, er lässt sich aus diesem Haus nicht vertreiben mit eurer ärztlichen Kunst. Anderes geht vor. Es werden andere Künste betrieben, und ihr wollt sie nicht kennen?“

„Nein, Schuster. Dies ist unser Wirkkreis, die Medizin, keine Hexerei oder Zauberkunst. Es gilt Krankheiten zu diagnostizieren, Euer Kind hat die Croup, ganz eindeutig.“

„Und wer hat diese Krankheit ins Haus geschickt, studierter Herr, wer denn? Will Gott uns prüfen? Ach, kommt mir nicht mit Pfaffengeschwätz! Das Kind trifft keine Schuld, dieses nicht. Aber ohne Kinder? Wir werden der Armenfürsorge anheimfallen, wenn es uns vergönnt sein sollte alt zu werden. Die Frau gebärt nicht mehr! Keine Kinder, und wir schon alt! Ich sage euch noch einmal, Doktor, es geht nicht geheuer zu und her, es sitzt da einer unter unserem Dach ... “

„Schweig! Ihr versündigt euch. Lasst Gott walten, er wird Euch mit seiner Güte belohnen. Bedenkt, dass die zeitlichen Widerwärtigkeiten uns zur Besserung unseres Lebens ermahnen. Wenn Gott uns bestraft in diesem Leben, so wird er uns verschonen in Ewigkeit. Betet um die Seele Eures Töchterchens und denkt daran, Betweiber herzubestellen, wenn sich sein Zustand verschlechtert.“

Lavater windet sich durch die halboffene Tür. Die schlechte Laune. Wieder diese schlechte Laune. Das von Angst verschwitzte Gesicht des Schusters begleitet ihn. Sie sehen überall Teufel, diese einfachen Gemüter. Der Glaube an Gott ist brüchiger geworden in diesen Zeiten. Nirgends Vertrauen, auch nicht in die Wohltaten der Medizin. Ein Hetzen ist das, ein übereifertes Urteilen, ein Schwindligwerden in Vernunftlosigkeit.

Drinne am Krankenbett findet das Kind keine Ruhe. Atemnot erschöpft es. Noch klammern sich seine Hände ans Bettzeug, suchen die Mutter. Johann versucht ihm zuzureden, aber er verliert die

Hoffnung. Das Kind wird ruhiger werden, die Erschöpfung wird siegen, er kennt das.

Croup. Was ist das? Was passiert? Du sollst nicht umsonst sterben, süsse Kleine, ich werde dieser Krankheit mit dem Seziermesser nachgehen, werde in sauberen Schnitten deinen Kehlkopf, deine Bronchien und Lungenflügel untersuchen. Wir müssen verstehen, um heilen zu können. Genau hinsehen, vergleichen, Gesundes dem Kranken gegenüber stellen. Rahn hat Recht, ich werde präparieren. Am Mittwochnachmittag, in der medizinisch-chirurgischen Studiengesellschaft, die sich im ‚Widder‘ trifft, werde ich die Ergebnisse vortragen und zur Diskussion stellen. Wir müssen forschen. Da ist es wieder, das Gebot der freien Forschung. Nur die Freiheit der Forschung lässt mich frei atmen. Wie könnte ich dieses Elend ertragen ohne sie?

Nach dem Mittagessen in der Familie Lavaters wagt Johann das Thema Sezieren anzusprechen. Die Speisen sind abgetragen worden, die Frauen haben den Raum verlassen. Nur der jüngste Sohn, Salomon, ein elfjähriger Knabe, ist neugierig sitzen geblieben. Lavater kostet seinen Kaffee. Das Thema ist ihm nicht unlieb. Seit vielen Jahren tut sich Zürich schwer damit, die Obduktionen im ‚Anatomischen Theater‘ zu bewilligen. Man stösst sich am Gedanken, dass Gottes Werk zerstückelt werde. Die Mediziner werden als gottlos verschrien, und es kam immer wieder zu Ausschreitungen, wenn ein Leichnam im Spital abgeliefert wurde. Mancher Kollege wurde bedroht. Einige wollten nachgeben, das Forschen sein lassen. Alles alte Konflikte! Die auch in seiner eigenen Familie immer wieder zu hitzigen Diskussionen Anlass geben. Nur Ärzte können den Sinn der Obduktion ermessen, pflegt er zu argumentieren. Aber dem protestantischen Geist ist er damit nicht gewachsen. Man will das nicht in Zürich. Man baut auf Gott.

Und nun möchte Sigg das Schusterkind sezieren. In dessen Elternhaus. Er wird mit den Eltern sprechen müssen, um sie für das Unternehmen zu gewinnen. Es sind gebrochene Leute, sie haben zu viel verloren. Ich werde ihnen etwas geben müssen was sie beruhigt in ihrer Angst. Eine finanzielle Entschädigung? Warum nicht.

„Papa, merkt denn das Bethli nichts, wenn ihr es zerschneidet?“

„Nein, Salomon, Tote fühlen nichts“.

„Vielleicht ist es ja nicht tot, Papa, vielleicht schläft es ja nur, weil es müde ist. Ich war auch müde, als ich krank war.“

„Wir erklären keine Patienten für tot ohne deren Zustand zu überprüfen, Salomon. Dazu dient der Belebungsapparat, den du doch auch kennst, nicht? Wir blasen zum Beispiel Luft in Mund und Nase, wir flößen Kamillentee ein, reiben die Herzgegend mit warmem Wasser und peitschen auch manchmal den Körper mit Brennesseln. Wenn keine Reaktion erfolgt, ist der Tod gewiss.“

Gott, beschütze meine Kinder. Wir werden am Sonntag besonders innig für sie beten. Aber Sigg soll die Obduktion vornehmen. Ein Präparat des Larynx herstellen und mit Tuschzeichnungen den Prozess illustrieren.

Die nachmittägliche Vorlesung in den Räumen des ehemaligen Augustinerklosters, dauert an. ‚Die Empfehlung der unblutigen Zertrümmerung der Blasensteine‘. Der Dozent, ein Zürcher Arzt, unterrichtet in Latein. Johann hat Mühe zu verstehen. Latein, die Sprache der Pfarrer, bedrückt ihn. Die Vorstellung der sicher sehr schmerzhaften Prozedur der Steinentfernung widerstrebt ihm gründlich. Sollte man diese nicht lieber den Marktschreibern oder den Operatoren überlassen? Hat er nicht gehört, dass auch schon im Falle einer tödlich endenden Operation dem Chirurgen die Hand abgehackt wurde? Gespenstergeschichten? Verständlich, dass die Kranken lieber Jahre lang leiden, ehe sie sich einem Arzt anvertrauen. Auch wenn ein guter Tropfen dem Patienten das Bewusstsein zu trüben garantiert, so sind die Schmerzen wohl grauenhaft. Sie schreien und müssen gefesselt werden. Er denkt nicht gerne daran.

Wie werde ich mich anstellen, als Arzt, mit meiner Empfindlichkeit? Und doch. Hilflosigkeit wird noch schlimmer sein.

Die Aufmerksamkeit der Mitstudenten, die den Dozenten umringen, ist gross. Seine Freunde Caspar Hirzel und Elias Haffter neben ihm sind sichtlich fasziniert. Elias, du bist ein Eroberer, denkt Johann. Wo ich zaudere, gehst du mit vollen Segeln auf Kurs!

Er wird den Inhalt der Vorlesung noch einmal durch die Lektüre vertiefen müssen. Vielleicht Caspar fragen. Sich Freiheit erkämpfen durch dieses Wissen, unbedingt.

Nach Feierabend trifft sich die Studentengruppe am Fröschen-
graben. Übermut, vielleicht auch ein wenig Angst. Man verspielt
im alten Zürich seinen Ruf nicht ohne Schaden!

Seid ruhig! Denkt an die Stadtwächter!

Aus Holzstangen werden Turngeräte. Wer kein handwerkliches
Geschick hat sieht zu. Stroh wird auf dem Fussboden verteilt, und
dann lauschen alle den Anweisungen ihres Kameraden. Es gelte
jetzt durch die Turnübungen bestimmte Muskeln zu stärken. Der
Körper muss elastisch werden, wendig, belastbar. Wollt ihr denn zu
Krüppeln werden vor lauter Selbstdisziplin? Ein rüstiger Körper ist
wie ein gepflegter Garten. Der Geist kann darin lustwandeln. Ein
freier Körper für einen freien Geist!

Das spärliche Licht wirft gespenstische Schatten an die gekalkten
Wände. Reihum versuchen sie sich hochzuziehen, zu balancieren.
Wie ungelenk sie doch bereits geworden sind! Wie lange ist es her,
dass sie tobten, rannten, kletterten. Seit Kindertagen war der Körper
eingezwängt in enge Kleider, Schulbank, feine Manieren und Wohn-
verhältnisse, die allzu viele Rücksichten erforderten. Man spricht
nur noch verhalten, unterdrückt das Lachen aus mehr als nur einem
Grund. Aber sie sind glücklich: ein Schritt in die Freiheit ist getan.

Und morgen ein neuer Tag, mit einem kribbelnden Gefühl in
den Gliedern, einem Ziehen in Armen und Beinen. Das Leben ist
schön, Elias, mein Freund. Könnten wir jetzt singend durch die Gas-
se ziehen: „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämplein glüht,
pflücket die Rose, eh sie verblüht.“ Auf dem Lindenhof Mädchen
umwerben, ganz wie es uns gefällt! Auf dem Platzspitz unter dem
Sternenhimmel tanzen!